

Über den Anfang unserer Beziehung kann ich unmittelbar nicht viel wissen; sie gehört in den März des Jahres 1908, ich war vier oder fünf Tage alt, Heuss war, so muß man sagen, mein erster Lebensgratulant. Der Vater hatte aus dem Langenbeutinger Pfarrhaus die Nachricht von der Geburt eines zweiten Sohnes an seinen Freund in die Redaktion der Neckarzeitung nach Heilbronn gegeben. Die beiden kannten sich seit einigen Jahren; genau seit der Zeit, da der Primaner Heuss in eben dem Gymnasium, das jetzt seinen Namen trägt – im Vorgänger des jetzigen Baus, um genau zu sein –, bei meinem Vater im Religionsunterricht aufgepaßt hatte – und er *hatte* aufgepaßt; nun also kam ihm diese Nachricht ins Haus, und er reagierte auch damals schon so lebensaufmerksam-rasch, wie er es fünfzig Jahre später aus der Villa Hammerschmidt tat. Daß dieser zweite Sohn als zweiten Namen den Namen Friedrich bekam, war halb und halb auch ein Gruß an Heuss; der Namenspate hieß Friedrich Naumann, und für dessen Wahl in den Reichstag hatten Heuss und meine Eltern, Vater und Mutter, im Wahlkreis Heilbronn entschieden gefochten. Naumanns Bild hing lebenslang über des Vaters Schreibtisch, und der Weg an Naumanns Grab gehörte für mich seit den Schulzeiten zu jedem Berlin-Besuch; sein Grab liegt nur einen Steinwurf weit entfernt vom Grab meiner Mutter.

Aber nach den letzten Schuljahren dauerte es noch einmal ein Jahrzehnt, bis uns eben dieser Naumann unmittelbar zusammenführte. Nach Hitlers Machtergreifung hatte Heuss kein Reichstagsmandat mehr; es begannen seine eigentlichen Schriftstellerjahre; das Naumannbuch war das erste der biographischen Werke, die er damals schrieb, und mich hatte eine Redaktion mit der Rezension des bedeutenden Buches beauftragt. Mag sein, daß einige besondere Lebensvertrautheit in diese Besprechung eingegangen war; jedenfalls: an einem Julitag des Jahres 1937 sagte sich der *écrivain* Heuss – in Berlin lebend und in diesen Sommerwochen auf Wanderwegen in der alten Heimat – beim Sohn seines Jugendfreundes in dessen oberschwäbischem Pfarrhaus an, und der Tag dieser Begegnung wurde ein guter Tag.

Balzheimer Sommertage 1937

Hefte der «Hilfe» – so hieß damals Heussens Zeitschrift – kannte ich seit langem, und in des Vaters

Jugend-Album hatte ich einige Heuss-Bilder entdeckt; der Studiosus Heuss war ein Bild von einem schönen jungen Menschen; läutete jetzt der Fünfundzwanzigjährige an meiner Tür, so würde ich ihn erkennen. Ich erkannte ihn; wir erkannten uns.

Ich habe an anderer Stelle von dieser «Einkehr im Pfarrhaus» berichtet – und wiederhole mich ungern; aber weil ich Heussens Eintrag in unser Gästebuch, an dem ihm selbst spät im Leben noch gelegen war, hier zitieren muß, werde ich einige Augenblicke aus diesem Balzheimer Sommertag rekapitulieren müssen.

Nach einem tüchtigen Gang ins Ried an der Iller stand uns beiden sogleich der Sinn. Ich war seit vier Jahren hier der Einheimische; aber mein Gast wußte über die Eigenart dieser Landschaft besser als ich Bescheid, er war ebenso eindeutig ein Augenschmuck wie ich ein Ohrenschmuck war: sein Skizzenbuch war im Pfarrhaus geblieben und an einer besonderen Stelle im Ried vermißte er's.

Wir sprachen. Wir sprachen – wie sollte es anders sein? – vom Vaterland, von der Stunde, vom Diktator. Ich vergesse den Augenblick nicht, in dem er an einer Böschung stehen blieb und mit einem ganz ungeschützten Ernst sagte: *Und wer ist schuld? Ich. Ich bin mit schuld. Ich habe ihn unterschätzt. Ich habe ein Buch geschrieben «Hitlers Weg» – ich weiß nicht, ob es Ihnen einmal in die Hand gekommen ist – es ist, glaub' ich, ganz gescheit, aber es ist auch ganz verkehrt; ich habe damals noch gemeint, er sei dumm. Ich habe nicht gewußt, daß er der Teufel ist, und der Teufel ist nicht dumm.*

Vorher hatte er, grimmig einiges nachkostend, vom Parlament erzählt. «Für wen reden Sie eigentlich, Herr Heuss?» hatte Goebbels gerufen, und Heuss hatte gelassen erwidert: «Ich sage hier so meine Meinung». «Die interessiert uns aber nicht». «Es kann schon sein, daß Sie das nicht interessiert; aber Sie sind ja nicht allein in diesem Haus, und außerdem erinnere ich Sie daran, daß Ihr Chef Ihrer Fraktion den Auftrag gegeben hat, sich ausnahmsweise ordentlich aufzuführen, und dabei dachte er speziell an Sie, Herr Dr. Goebbels.» Das Florettfechten stand ihm gut; für die Barbarei der Stunde hatte er keine Verwendung und wohl auch kein Organ.

Auch Erinnerungen an meine Eltern kamen ihm in den Sinn, und hier war vieles sehr wichtig für mich, da er die frühverstorbene Mutter noch gut gekannt hatte. *Sie sind ja anno 7, im vorgeburtlichen Zustand, ziemlich viel in Wahlversammlungen gewesen; es wäre wunderbar, wenn sich der «eros politikos» nicht ordent-*



Theodor Heuss im Alter von 21 Jahren

lich bei Ihnen regte. Und dann: Sie waren guter Mitarbeiter an meiner Zeitung, die Eltern beide, im Literaturteil vor allem. Man war sparsam damals: sie schrieben ihre Texte auf ausrangierte, einseitig bedruckte Kanzleibögen mit mäßiger Schreibmaschine und zeichneten beide nur mit den Anfangsbuchstaben E. G. Ich mußte zuweilen raten, wer geschrieben hatte. Wars diffizil und gut gesalzen, so wars vom Vater; wars leidenschaftlicher, heftig in Nein und Ja, so wars die Mutter, langweilig war es nie. Und Sie können ja nun in Ihrem eigenen opus später ganz hübsch Quellenscheidung treiben, was das Eltern-Erbe angeht. Abends saßen wir bei einigem Rotwein unter der Linde auf der Höhe; es gab dort den Blick auf den Sántis – in die Herrlichkeit eines freien Landes. Nun wurde geschwiegen – und das Schweigen war be-
redt.

Am anderen Tag, schon im Aufbruch, trug er sich ins Gästebuch ein. Er hatte eine Strophe aus Lilien-crons «Cincinnatus» im Kopf, die lautete:

Meinen Jungen im Arm,
die Hand am Pflug,
Und ein fröhliches Herz
Und das ist genug.
Frei will ich sein!

So milde konnte er, Heuss, es an diesem Tag nicht geben. Er mußte die Strophe ein wenig verfremden, und heussisch gepfeffert lautete sie dann so, wie sie dasteht:

Meinen Jungen im Arm,
die Hand an der Feder,
Und ein fröhliches Herz,
dann kann mich ein Jeder – – –
Frei will ich sein!

Zwanzig Jahre später, – ich hatte in einem Gruß zum 70. Geburtstag die Strophe zitiert –, schrieb er, und dieser Schrieb wird nun halb ernst, halb lächelnd zu lesen sein: *Ein besonderer Dank gilt Ihnen aber dafür, daß Sie meine damalige Gästebuchlyrik der «Ewigkeit» anvertraut haben. Ich hatte selber den heimlichen Wunsch gehabt, daß der kecke Vers nicht völlig untergeht, konnte ihn aber nicht selber für meine noch nicht gesammelte Lyrik vorsehen. Nun ist er also gedruckt, und das danke ich Ihnen gerne.*

Von der Teppichklopfstange ins Ministeramt

Ahnungsvoller Mann, dachte ich später zuweilen, wenn mir der Vers mit dem Cincinnatus-Anklang ins Bewußtsein kam. Den Cincinnatus hatten sie im alten Rom vom Pflug weg in das Staatsamt geholt. Nun, bei Heuss war es nicht der Pflug, aber die Teppichklopfstange, von der sie ihn acht Jahre später in Heidelberg wegholten, als sie ihn für das Stuttgarter Ministeramt brauchten.

Beim ersten Wiedersehen erinnerten wir uns des Balzheimer Tages. Er hatte auf dem Weg von Heidelberg nach Stuttgart in meinem zweiten Pfarrhaus – nun im Strohgäu gelegen – Halt gemacht. Sein Besuch galt in erster Linie meinen Untermietern von damals, den Angehörigen seines alten Landtagsfreundes Johannes Fischer, in zweiter Linie dann auch meiner Frau und mir. Anno 37 mußte einem, Heuss betrachtend, ein stämmiger württembergischer Herzog in den Sinn kommen: hier stand nun ein Mann kurz nach dem Sechzigsten, überschmal. Die schweren Armuts- und Hungerjahre hatten sehr an ihm gezehrt. Das Bild von seiner Stuttgarter Eidesleistung damals ist oft gedruckt; höchst aristokratisch steht er da zwischen veritablen Schwabenköpfen: durchaus kein «Papa», durchaus ein Herr. Zu einem Rundgang blieb diesmal keine Zeit; im Vorgarten sahen wir das unbegreiflicherweise wieder blühende Blumenleben. Die innerste Überein-

stimmung war fühlbar, fast ohne Wort: aber als ich dann doch die Goethe-Verse sprach, die fast naturnotwendig zu den Wiederbegegnungen jenes Jahres gehörten, da sprach er sie sogleich mit; sie waren ihm ebenso nahe wie mir:

– und finden dereinst wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt,
so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig
vom Schicksal,
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat.

«Ich regiere nicht, ich bilde Atmosphäre»

Traf man sich in der Kultminister-Zeit, vielleicht in der Degerlocher Wohnung, so trat nun auch Elly Heuss mit unvergeßlicher Bestimmtheit mit ins Blickfeld. Die schwere Anfangsarbeit hatte, so schien es, mehr glückliche als unglückliche Aspekte, Parteigegensätze traten wenig hervor. Ich hatte im Gespräch etwas gefragt wie: *Wie regiert man so ein armes Land?* Heussens Antwort weiß ich noch gut: *Ich regiere nicht, ich bilde Atmosphäre.*

Und das war ein Kardinalwort: die Atmosphäre, die er bildete, war die einer Freiheit, die nicht Schlampererei heißt, einer Wachheit, die sogleich zur Stelle ist, wenn ein Leben in die Enge gedrängt wird; die wohl hundertmal die Dinge ihren Gang gehen läßt, aber im Augenblick der Gefahr ein «Das darf nicht sein» sagt, und ein «Stellen Sie das ab!» kommandiert. Er war ein Naturtalent, das ganz unforciert Fleiß und Leistung zur Welt brachte, wo manch anderer nur Langeweile zu produzieren weiß.

Eine hübsche Begegnung gab es in der damals noch jungen Boller Akademie. Es muß in dem Jahr gewesen sein, in dem er nicht mehr Kultminister und noch nicht Professor an der Hochschule war. Wir kamen zufällig nebeneinander zu sitzen, und als die Anwesenheitsliste herumging, schrieb er als Berufsbezeichnung «Journalist». *Geht das?* fragte ich, als ich es las –. Und er: *Das geht. Minister a. D. ist mir zu umständlich, und schließlich gehöre ich ja zur Branche.* Wir hörten einen überaus komplizierten Vortrag über die Ostkirche; ich weiß nicht, aus welcher Übermüdung heraus ich in Primanerübungen zurückfiel und meinen Nachbarn auf einem Zettel schwäbisch fragte: *Verstehe Sie des?* Er las, schrieb ein Wort und schob mir den Zettel zurück. Er hatte *ôgfähr* geschrieben, mit französisch-schwäbischem *accent circonflexe*. Aber dann in der Diskussion, als wir von der Zunft nicht viel wußten, kam die einzig wirklich relevante Frage von Theodor Heuss. Es war am Tag, daß er in seinem fulminanten Apothekergedächtnis auch hier vieles parat hatte. Einzelheiten



Theodor Heuss am 22. September 1949: der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland wird vereidigt.

und eine Vorstellung des Ganzen. Diese universitas hat ihn nie verlassen; ich weiß, wie er gegen Ende seiner Präsidialzeit halb erschrocken dieser Gabe gedachte; sie war nicht vererbbar, und sie war so wichtig, über die Person hinaus, für das Amt.

In diesen Präsidialjahren hielt ich mich freilich an den Spruch: «Gehe nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst.» Ich wußte: er ist nun an seinem legitimen Platz. Er wird nicht repräsentieren, sondern – in freier eigener Rede – an hundert Stellen zur Stelle sein wollen; man soll ihn nicht stören.

Als ich dann einmal gerufen wurde, – es ging um einen Mörike-Beitrag für die von ihm sehr ernsthaft mitverantworteten Monumentalbände der «Großen Deutschen» – da gab es nur kurz den Auftrag und später die freundliche Bestätigung; er äußerte keinen Korrekturwunsch, das war Zustimmung genug. Was ich von seinem Amt wahrnahm, nahmen wir alle wahr, es ist hier im einzelnen nicht davon zu reden. Ich denke an sein volkspädagogisches Charisma, an seine Bereitschaft, die Rede zu verstehen als ein überpersönlich-persönliches Gespräch; ich sage die Stichworte: Freimut, Gelassenheit, unkonventionelle Sicherheit. Die ruhig-tiefe Stimme wurde ein Perpendikel der Zeit. Aber unüberhörbar war auch die Leidenschaft, wo sie ihm geboten schien: an die Schmach der Judenverfolgung wurde ohne Scheu gerührt: Ludwig Frank, Otto Hirsch, Leo Baeck, Martin Buber blieben unbedingt-verpflichtende Weggefährten.

Donnerzeichen aus der Villa Hammerschmidt

Plötzlich, aus heiterem Himmel, gab es dann einmal doch auch Blitz- und Donnerzeichen zwischen der

Villa Hammerschmidt und meinem stillen Rohrer Domizil. Ich hatte in einer unschuldigen abendlichen Rundfunksendung, wie ich sie damals regelmäßig zu erfinden und zu sprechen hatte, von einem Besuch der Stadt Worms, von Wegen auf dem alten jüdischen Friedhof gesprochen, und da kam dann der Satz: *Hat man wohl daran gedacht, den Stadtrat von Worms auszuzeichnen, dem es zu danken ist, daß dieser Friedhof wahrhaftig die furchtbaren zwölf Jahre der Zerstörung überstanden hat? Man sollte daran denken.* Ich dachte kaum noch an das, was da durch den Äther gesendet worden war, da kam ein Brief aus Bonn – und diesmal war es also ein Trompetenstoß.

Aber verehrter, lieber Albrecht Goes, was machen Sie denn? Besuchen Sie eine Klippschule der Demagogie? Ich selber höre ja nie Radio, aber jetzt erhalte ich von einer Dame, offenbar jüdischer Herkunft, die in Oberschwaben ist, einen Brief, in dem sie über einen Radiovortrag von Ihnen über einen Besuch der Stadt Worms schreibt. A. G. habe nicht gehört, daß der Stadtrat mit dem Verdienstkreuz ausgezeichnet worden sei. Lieber Freund, das geht doch nicht. Denn: wenn Sie der Meinung sind, daß jemand der Auszeichnung wert ist, dann wollen Sie es bitte nicht in den Äther hineinreden und damit den Verleiher der Nachlässigkeit zeihen. Es ging dann noch ein Weilchen weiter, und zum Schluß hieß es: *daß bei Rundfunkreden solche Vorschläge gemacht und getadelt werden, das ist doch ein unmöglicher Vorgang . . . von unseren alten freundschaftlichen Beziehungen ganz abgesehen. Entschuldigen Sie, daß ich das so deutlich zum Ausdruck bringe.*

Da hatte ichs nun. Aber ich hatte ein grundgutes Gewissen, daß es nichts war mit einem Besuch der Klippschule für Demagogie; ich holte meinen Text, schrieb das Begleitwort, diesmal nicht mit der Anrede «Lieber, verehrter Herr Doktor», sondern mit «Sehr verehrter Herr Bundespräsident».

Nun, der zweite Brief aus Bonn ließ nicht lang auf sich warten. Er begann mit: *Freundlichen Dank für Ihren Brief, der Sie ja völlig exculpiert. Aber es ist psychologisch nicht uninteressant . . .* ging es dann weiter: es war ein halber, nur ein halber Rückzug.

Mir nun war das auch «psychologisch nicht uninteressant», von neuem wahrzunehmen, was ich freilich ohnehin wußte, daß der illustre Absender viel dünnhäutiger war als er sich gab. Er pflegte sich gegen Zumutungen, die er als «Verkitschung» empfand, kräftig zu wehren, er ließ hübsche Sketche – die Insulaner verstanden sich darauf und nicht nur sie – heiter gelten, aber die Denkmal-Stilisierungen, in die er sich zuweilen als «der Heuss» hineinziehen ließ, treffen es nicht. Er war neben allem, was er sonst noch war, auch ein schwieriger Mann.

«Beim Scheiden wird es offenbar»

Einen halben Satz aus unserer letzten Begegnung – und keiner weiß ja, wann eine Begegnung die letzte ist – behalte ich in besonderer Erinnerung. Es war wohl im Jahr seines Todes, im Foyer des Stuttgarter Staatstheaters in der Pause. Er saß, deutlich müder als ich ihn sonst in den Jahren erlebt hatte, ein wenig abseits, das Menschengewühl blieb etwas fern. Es wäre wunderlich gewesen, wenn ich ihm nicht wenigstens die Hand gegeben hätte. Er sah auf, erkannte mich sogleich und statt aller weitläufigen Begrüßung kam seine Frage: *Gute Nachrichten aus Afrika?* Unsere Tochter hatte sich im Jahr zuvor nach Südafrika verheiratet; es gehörte zu ihm, daß dies nun für ihn sofort präsent war, und es war schön, so mit ihm zusammen noch einmal zu erfahren, wie sehr Gedächtnis eine Sache des Herzens ist.

*Was einer ist, was einer war,
beim Scheiden wird es offenbar.*

Carossas schöne Zeile muß einem in den Sinn kommen, wenn man die Totenmaske betrachtet. In einer zum 90. Geburtstag gedruckten Schrift hat man sie veröffentlicht, und man wird sie zum hundertsten Geburtstag am 31. Januar 1984 wieder zeigen, und sie ist im höchsten Maße betrachtenswert. Zwei Lebensaugenblicke kehren in diesem letzten Antlitz zurück: der Jüngling, der sich 1902 auf den Weg machte, zu Lujo Brentano, zu Naumann, zu seinem eigenen Weg, und der Mann von 1945, der den Eintritt in die Verantwortung so schweigend-ernst anzunehmen wußte. Die Pascal-Ähnlichkeit ist unübersehbar, und es ist erlaubt, darüber nachzudenken, wie sehr der von den letzten Dingen nur selten sprechende Mann lebenslang das zu verwirklichen wünschte, was die «raison du coeur» eingibt, Fontane hat es verdeutscht:

*lerne denken mit dem Herzen,
und lerne fühlen mit dem Geist.*

In einem von den gut tausend Briefen an Toni Stolper – die Briefpartnerin der späten Präsidentenjahre – hat er, wie es seine Art war, in einem Nebensatz eine Maxime preisgegeben: *es geht ja um ein tapferes gescheites, in Phantasie und Wissen produktives Menschentum in, gegen, für Zeit und Schicksal.*

Daß er sich um das Vaterland verdient gemacht habe, das haben ihm die Bevollmächtigten am Sarg bezeugt, und die jetzt Gedenkenden werden es neu aussprechen. Etwas viel Einfacheres will ich, Zeitgenosse seiner Zeit, aussprechen: daß es ein Gewinn fürs Leben war, mit ihm ein Stück weit auf dem Weg gewesen zu sein.